

Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.

Nummer 51.

Donstag, den 17. Dezember 1916.

Erscheint wöchentlich.

„Sei gesegnet!“

Eine indische Legende von Henri Sientewitsch.
Deutsch von M. Bestmerin.

(Nachdruck verboten.)

In einer hellen Mondnacht sah der große und weiße Krishna in tiefer Gedankenverlunkenheit; endlich rief er aus: „Ich glaube, der Mensch sei die herrlichste Schöpfung der Erde, doch ich irrite mich! Dort liegt die Lotusblume, dem leichten Abendwind bewegt. O, um wieviel schöner ist sie als andere lebende Wesen! Kaum, daß ihre Blütenblätter sich vor dem strahlenden Morgenanzeigen entfalten — und dennoch kann ich den Blick von ihr nicht abwenden... Nein, die Menschen haben nichts Kleinliches aufzuweisen!“

Der König eines Augenblicks sagte er jedoch sinnend: „Sollte mit einem Gott, nicht das Jenseitswort zu Gebote stehen, um ein Wesen zu schaffen, das unter den Menschen das wäre, was die Lotusblume unter den Pflanzen? Ja, so sei es, zur Freude der Erde und der Menschen! Los, verwandle dich in ein junges Mädchen und stehe vor mir!“

Leicht trat sie die Welle, wie von einem Schwalbenfügel berührt; die Nacht wurde heller, der Mond schien noch leuchtender am Himmel, lauter sangen die Nachtvögel, denn verflümmelt sie.

Der Zauber vollzog sich: Vor dem Gotte Krishna stand die Lotusblume in menschlicher Gestalt.

Der Gott warf sie traumend bewundernd.

„Du magst die Blume des Sees“, sprach er, „sei von nun an die Blume der tiefen Meeresgegenden und meiner eigenen Worte.“

Und das Mädchen begann zu schlüpfen, so leise wie die weißen Lotusblätter flüchten, wenn der sommerliche Zephyr sie küßt: „Du Weiser, du verwandelst mich in ein lebendes Wesen; wo, beschickst du, daß ich wohne? Denke daran erhabener Gott, daß ich als Blume meine Blätter schließen und zusammenhängen mußte, wenn der leichteste Windstoß sich nahte. Ich fürchtete mich vor dem strömenden Regen und dem Sturm, ich zitterte vor dem Donner und Blitz und auch vor den glühenden Strahlen der Sonne. Du gebotest, daß ich eine verkörperte Lotusblume werde, darum verstand meine Natur, aber jetzt fürchte ich mich vor der Erde und vor allem, was auf ihr lebt. Wo wünschst du, daß ich wohne soll?“

Die Augen mit weitem Blick zu den Sternen erhoben, dachte Krishna nach und sagte: „Wißt du von den Bergeshöhen wohnen?“

„Dort ist Schnee und Kälte zu Hause; ich fürchte mich.“

„Nun, oder auf dem Grund des Sees, ich will dir dort einen Palast aus Kristall erbauen.“

„In der Tiefe des Wassers lebt die Schlange und anderes Gesehies; wünschst du, daß ich dort wohne?“

„Wißt du die uralte Steppelwüste?“

„O, Weiser, die Wüstenwüste und der Sturm jagen über die Steppe, wie milde Herden.“

„Was sagst du denn mit dir an, mein verkörpertes Lotusblümchen? Ach, in den Felsgraben von Eklora wohnen die heiligen Einsiedler... Wißt du mit ihnen fern vom Geräusch der Welt leben?“

„Dort ist's dunkel; ich fürchte mich.“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

„Wißt du die Hügel?“

die Perle in der Tiefe, breiten sich die Steppen aus, so wie auf ihnen die Blume des Glücks; sind dort düstere Felsenklüfte, so sei die erleuchtender Sonnenstrahl...“

„Und — sei gesegnet!“ fügte Krishna hinzu, der wieder seine Sprache erlangt hatte.

(Erstdruck: Hamburger Fremdenblatt 1910.)

Eine Mordgeschichte.

Von H. Schobert.

(Nachdruck verboten.)

Die Baronin im Hochparterre eines eleganten Mietschauses in Berlin W fuhr mit dem Kopf aus den Klissen des Bettes und lauschte. Sie hatte juchzende Müdigkeit, trotzdem blieb sie einen Augenblick wie versteinert sitzen. Auf dem engen Hofe, eingeschlossen in steilen Mauerwänden, trübte laut ein Schlag in die blaute Sonne hinein. Jubelnde Kinderstimmen begleiteten ihn, und regten ihn anjelsend zu immer neuen, gesieberten Tönen an.

„Ein Hahn!“ jagte die Baronin entsetzt. „Hörst du es, Mann? — Ein Hahn kräht draußen.“

Der robuster geartete Hausierer drehte kaum den Kopf. „Was ihn krähen, Marie, er wird schon wieder aufhören.“

„Das ertrage ich nicht... nein — das ertrage ich nicht,“ seufzte die Schwermüdigte nach dem zehnten Krähn, und brante den Kopf wieder in die Klissen. Ihre Seele war zerfetzen.

Und den ganzen Tag hörte das lustige Krähn nicht auf, bis es endlich am spätem Abend verstummt.

„Gott sei Dank!“ seufzte die Weibliche. — Aber nach einer schief verdrachten Nacht erlachte am nächsten Morgen um 1/4 Uhr (jhn wieder das fröhliche Krähn, erst leiser, dann immer stärker.

„Ich verzeihe“, sagte die Baronin und sah den Gatten gequält an, „das halte ich nicht aus, du mußt dich beschweren.“

„Du — du es nur, Mariedchen, mich stört es ja nicht. Meinem Magen mag er krähen.“

„Nach achtjähriger Unal bewachte sich die Baronin endlich beim Wirt. Sie erfuhr, daß bei dem Schlächter in demselben Hause wie früher mit dem Hahn ihren Einzug gehalten hatten, die gemästet und eierlegendemweise über Winter gehalten werden sollten.

„Gegen die Hühner habe ich nichts“, erklärte die Baronin bestimmt, „wohl aber gegen den Hahn. Hühner legen auch Eier ohne Hahn, also besteht kein Grund, den Störenfried zu halten.“

Der Baron zweifelte, aber seine Frau wußte dies besser. — Der Wirt ging zum Geflügelhalter und verlangte die Abschaffung des Hahnes auf Grund der Klagen der Baronin. Daß andere Mieter sich aber auch beschweren halten, verzog er zu legen. — Weiterer Wandel und seine Frau waren auf das höchste entsetzt.

„Ja, das alte Bad!“ sagte sie und stemmte die Arme in die Seiten. „Um die gebe ich meinen Hahn noch lange nicht her.“

Auch hier war der männliche Teil der Friedfertigeren, aber es half ihm nichts.

„Nee, Mann — du mußt ihnen einen großen Brief schreiben. Einen Brief, der sich geschwieben hat!“

Am nächsten Vormittage lagen aber doch die Federn des gemordeten Hahnes, hübsch mit einem roten Bändchen umwickelt, inmitten des Hofes und die Baronin wurde von seinen Krähn mehr gequält. Weiterer Wandel aber sah am 11 Uhr im Bett liegen, — den lörsch. So arbeitete schwer und schlief ruhig... nur lörsch nicht. Wuß aber gut essen — Fleisch und Eier. — Drei Hahn keine Eier! Ich hatt gedacht, die Herrn von Adel wären für die gute Sache, aber det Deutsche Reich liegt auf unsren Schultern. Darin habe ich mir jebewußt. Ich habe schon für die gute Sache jodeln geban und muß nun noch mit ihnen hahn haben. Det is keine gute Sache nicht. Soll Ihre Verdienstlich, der Deibel holen! Nehen sie früher zu Bett und tehen sie früher uff!

Wit ihnen jebührender Klattung Konrad Wandel.

Die Frühlpost brachte diesen Brief dem Baron. Jörnig schlug er mit der Hand auf den Tisch. „Das kommt von deinem Bettlager, Marie, nur Märgel hat man und richtet doch nichts aus!“ sagte er gefühllos.

Sie nahm das Schreiben mit spitzen Fingern entgegen. Wir haben ausgerichtet! Mein Leben. Der Hahn ist tot. Aber der Wirt in den Vogelforb... Herr Baron, ich werde ich tun! Ich gehe zum Schiedsman, — Und er ließ sich dahin.

Ein paar Tage später trafen ein robuster hieher aussehender Handwerker mit dem älteren, feinen Aristokraten vor der Haustür des Schiedsmannes zusammen. Der Erstere ließ dem Letzteren berittwillig den Vortritt.

„Ist er das?“ dachte der Baron und lugte einen schnellen Seitenblick.

„Das ist er!“ dachte der andere, sah ein Ordensbändchen und begann sich ungeduldig zu föhlen. — — —

„Drei Minuten später brach die eine gewaltige Männer Faust aus und umschloß die feine Hand des Barons.

„Also darum keine Feindschaft nicht, Herr Baron, ich bitte um Entschuldigung für den dümmlichen Brief, aber — die Weiber — die Weiber!“ Er kratzte sich am Ohr, dann mit einer großen Geste: „Hätte ich gewußt, was der Herr Baron für ein netter Kerl ist, hätte ich gewiß nicht geschrieben. Aber nun sollen Sie davon auch die ersten Eier haben, die meine Hühner ohne Hahn legen. Wort darauf.“

Die Baronin stand am Fenster und sah ihrem Manne entgegen. Er kam Schüller an Schulter mit einem dicken, gutmütig aussehenden Kiesel.

„Wah!“ dachte die Baronin lächelnd, „mein Mann hat wieder einmal die Seele des Volkes gefunden.“

„Die Widigen sind pitifolle Leute. Ich sah nichts mehr auf sie kommen“, sagte der Glasermeister Wandel ganz begeistert zu seiner Frau. — — —

Eine Woche später fand die Baronin in ihrer Küche. Sie sah mehr häuslich als aristokratisch aus. — Zwei gemästete Schläger an der Küchentüre, und herein trat eine laubere gekleidete Frau — in der Hand zwei blendend weiße Eier. Sie lachte verlegen.

„Hier bringe ich die ersten zwei Eier; eigen gelegt von unsern Hühnern. Wohl bekomm's.“

Die Baronin legte ihr die Hand auf die Schulter und sah sie lächelnd an.

„Also sie haben keinen Jörn mehr auf die Mörderin Ihres Hahnes“, sagte sie vergnügt. „Es ging eben nicht anders!“

Frau Wandel nickte.

„Gut hat er geschmeckt! Fast fünf Pfund wog er. Und nun sollen Ihnen die Eier auch schmecken.“

Sie schüttelten sich die Hände. Dann ging die Baronin mit den Eiern in der Hand zu ihrem Manne. Sie lachte nicht mehr, sie war gerührt.

„Unser Volk ist doch ein prächtiges Volk“, sagte sie nachbrüchlich. „Man müßte sich nur besser verstehen.“

Bei den Heimarbeitern auf dem Thüringer Walde.

Aus dem Zentrum der deutschen Spielwaren-Industrie.
Von Dr. Heinrich Wiefenthal.

(Nachdruck verboten.)

Von Schwarzburg, der Perle Thüringens, zwischen steil ansteigendem Bergwald, aus dessen tiefen Dunkelgräben breittend rote Bogelbeeren wie Flammenden leuchten, führt ein Weg zur Rechten der marmeladen Schmarwara nach Siebolden. Früher besah der Weg von Sommerfrüchtlern und Touristen beachtet Ort außer Bleiweiß- und Farbenfabrikation nur eine große Porzellanfabrik, die Heimarbeiter beschäftigt. Seit Kriegsbeginn, besonders seit Beschlagnahme des Benzins und Gasolins, sind die Glasarbeiter aus den höher gelegenen Orten Glasbach, Melnenbach und Jirtel, wo es noch kein Gas gibt, heruntergekommen und haben sich in Siebolden vorläufig eingerichtet. Feinere Waren fertigen sie hier nicht, es handelt sich vielmehr um einfache, jingerlängte Rohböden, die in der Stichtlamme von langen Glasröhren abgezogen werden und nach Zerlegen der einen, resp. Abdrüben der anderen offenen Seite fertig sind. Solche Rohböden, die zum Verenden von Weichgl. Leibern, Platten u. ähnl. dienen, und die man auch mit Blechdeckel versehen, fertigt ein geschulter Arbeiter täglich mehr als 2000 und kommt dabei nach Abzug der Kosten für Rohböden und Gas auf 3 bis 4 Mark Brutto. Seit Beschlagnahme des Benzins werden Bortwische, Schminnten und ähnliche Kosmetika auch in Siebolden Glasbläsen verfertigt, deren offener oberer Teil in der Höhe mit einer geriefelten Jange Bindung zum Aufsteigenden des Blechdeckels eingedrückt werden.

Lieber Blumenau, dessen Thermometerfabrikation rechtmässig wegen Mangel an geschulnten Arbeitskräften ruht, führt der Weg nach Jirtel und ein knappes Stündchen weiter, rein Günstigen der Lage und des Ansehens in die Schwarzburg, liegt der Marktflecken Siebolden, der mit seiner fruchtbaren, viel befruchteten Dorfschraube ganz dem Eindruck eines regelamen Industriereiches macht. Eine bedeutende seit mehr als anderthalb Jahrhunderten bestehende Porzellanfabrik beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Herstellung von Porzellan, das im großen noch in Steindruck und der eigentlichen Puppenfabrik Sonneberg erzeugt werden.

Die in der Siebolder Fabrik durch Weiden feinst gemahlene und geschlammten Feldspaths mit Kaolin hergestellte, wässrige Porzellanmasse wird von den Heimarbeitern in Kübel nach Hause geholt, zwischen zwei Gipsformlöpsen oder auch der ganzen Puppe ausgegossen, ist gegossen und sich dann selbst überlassen. Die Gipsform liegt das Wasser auf und die fest werdende Masse schmiegt sich den feinen Vertiefungen und Füllungen an. Nach etwa zehn Minuten werden beide Gipsformen auseinander genommen, der Kopf bezw. Arme. Beide sind im Rohen fertig. Vor dem Häuschen, besonders an sonnigen Tagen, liegt man die rohen Puppen zu tausenden aufgeschichtet, im Weiden betriebe hinter dem Ofen der meist einzigen geschulten Stuben getrocknet, dann durch Schaben mit dem Messer geglättet, nochmals mit Wasser überstrichen und in die Puppen gegossen.

Bei der Puppenherstellung findet weitgehende Arbeitseinteilung statt: In einem der lauberen Schieferhäuschen werden nur Köpfe, in einem anderen nur Arme, Beine oder Leib gegossen, die dann wieder von anderen Heimarbeitern zusammengefügt oder mittels Drahtböden aneinander befestigt werden.

Die Gipsformen, die in großer Menge zur Verwendung kommen, stellt sich die Fabrik nach den von ihrem Modellleur geschaffenen Originalen selbst her, und eine mittelgroße Porzellanfabrik verbraucht zu diesem Zweck den Monat an die 200 Zentner Gips. Diese Formen können 40 bis 60 Mal ausgegossen werden, dann hat sich der Gips aufgelöst, er nimmt kein Wasser mehr auf, die Formen werden zerföhren und dienen höchstens noch als minderwertiges Baumaterial für Schuppen usw. Mit den Weiden, die beim Gießen und Schaben der Puppen entstehen, ist es anders, sie werden von neuem gemahlen, geschlamm und zum Gießen verwendet. In der Fabrik kommen dann die Weiden in:

